

## Umkämpftes Zuhause – Fürsorge und Autonomie in krisenhaften Zeiten

⇒ 1 Einleitung

Wie unter einem Brennglas hat die Corona-Pandemie Probleme öffentlich sichtbar gemacht, die mit dem ›Privaten‹ und zugleich auch mit assoziierten Tätigkeiten der Fürsorge aufs engste verbunden sind. In der Gesellschaft wurden Probleme thematisiert, die die gewohnten Grenzen des Privaten infrage stellten: Wer übernimmt die Kinderbetreuung, wenn die Kindertagesstätten schließen? Wie viele und welche Familienmitglieder können an Feiertagen gemeinsam an einen Tisch sitzen? Wie viel Einsamkeit ertragen Hochaltrige zum Schutz ihrer eigenen Gesundheit?

Auch mit Blick auf die in den Lockdowns laut gewordene Forderung *stay at home* wurde schnell deutlich, dass das Zuhause nicht für alle das gleiche bedeutet. Ungleichheiten ergaben sich hier vor allem in Hinsicht auf die Größe und den Luxus der jeweiligen Wohnung: Gab es einen Garten, sodass man auch mal draußen verweilen konnte? Gab es ein Extrazimmer, in dem das Homeoffice hinter verschlossenen Türen stattfand? Aber auch im Sinne der Sicherheit: Zuhause bleiben war das Mittel der Wahl, um die Ausbreitung des Virus zu verhindern, aber es hat sich schnell gezeigt, dass für viele Menschen dieser Raum kein so sicherer war. Denn gerade auch für die Pandemiezeit lässt sich eine hohe Prävalenz von Gewalt und psychischer Belastung zeigen (vgl. Lotzin u.a. 2023). Aber nicht allein physische und psychische Gewalt, sondern auch Einsamkeit waren Gründe für ein massives Leiden am allerorts geforderten Zuhause-bleiben-müssen.

Darüber hinaus konnten auch gar nicht alle Menschen zu Hause bleiben, da sie zugleich auch für die Gesellschaft ›systemrelevante‹ Arbeit zu leisten hatten. Kassierer:innen, Pfleger:innen, Erzieher:innen wurden auf einmal zu den Held:innen der Krise, die für allzu niedrige Löhne ihr Leben in Gefahr brachten. Sehr schnell

---

**Henrike Katzer**, \*1993 in Kiel, Studium der Soziologie und Psychologie in Koblenz, Jena und Haifa, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich für Allgemeine und Theoretische Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.  
ORCID: 0009-0000-1980-6723

---

**DOI: 10.18156/eug-2-2024-art-7**

wurde deutlich, dass hierbei Phänomene zu beobachten waren, die unter den Vorzeichen geschlechtlicher Ungleichheit standen. Besonders für Familien warnte Jutta Allmendinger (2020a; 2020b) vor einer »Retraditionalisierung der Rollenverteilung«, die gravierende Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis auch für die Zukunft nach Corona haben werde.

Viele der genannten Probleme sind natürlich keineswegs in Corona-Zeiten entstanden und lassen sich daher auch nicht isoliert behandeln. Vielmehr sind sie eingebettet in allgemeinere strukturelle Veränderungen wie dem Wandel der Erwerbsarbeit, des Sozialstaats sowie traditioneller Familienkonstellationen. In der öffentlichen Debatte um Corona sind dabei jedoch – zumindest für kurze Zeit – Probleme zur Sprache gekommen, die Care-Theoretiker:innen seit Jahrzehnten als *Care-Krise* beklagen.

In diesem Beitrag möchte ich die oben versammelten Eindrücke zum Ausgangspunkt nehmen und aus care-theoretischer Perspektive die Frage stellen, welche Rolle das Zuhause in unsicheren Zeiten spielt und spielen kann. Dazu zeige ich zunächst, was überhaupt mit dem Thema der Privatheit im Wohnen verhandelt wird. Im zweiten Teil durchleuchte ich anschließend die Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit aus der Perspektive zentraler Ansätze der Care-Theorie. Schließlich stelle ich im dritten Teil Problemhorizonte der Familienbetreuung dar, wie sie sich im Zuhause auch während der Corona-Pandemie beobachten ließen. Da die Wohnung und das Wohnen in den Jahren seit der Pandemie stark in den Fokus des Alltags gerückt sind und nicht nur durch Homeoffice, Homeschooling, sondern auch Home-sharing oder Smarthomes umkämpft sind, schlage ich zum Abschluss meines Beitrages noch eine Erweiterung der Care-Debatte durch eine eigene Konzeptualisierung des *doing home* vor.

⇒ 2 A Room of One's Own: Was heißt Privatheit im Wohnen?

Privatheit wird im Alltagsverstand zumeist im Sinne einer Sphäre verstanden, die es grundsätzlich zu schützen gilt vor den Zumutungen der Öffentlichkeit. Dieser Schutz erfolgt durch Zugangskontrollen, die in der Moderne vorrangig privateigentümlich organisiert sind. Übersetzt wird die somit instituierte Sphärentrennung dann zumeist mit dem Dualismus von Familie und Arbeit beziehungsweise geheim/ verborgen (der Öffentlichkeit entzogen) einerseits und politisch (der Diskussion und dem Zugriff des politischen Gemeinwesens potenziell offenstehend) andererseits (Burkart u.a. 2022, 9-10). In den vergangenen Jahr-

zehnten allerdings kam es zu gesellschaftlichen Entwicklungen, die die Festung der Privatheit ins Wanken brachte. Die Erosion des Male-Bread-Winner-Familienmodells, Frauenerwerbsarbeit, feministische Bewegungen und ihre öffentlich wirksame Kritik, aber auch Digitalisierung im Alltag sowie erzwungene Mobilität für Erwerbsarbeit und Pflege sind allgegenwärtige Beispiele für veränderte und sich verändernde Grenzen von Privatheit und Öffentlichkeit. Doch was genau kann unter dem Privaten verstanden werden, dessen Grenzen spätestens mit der Corona-Pandemie merklich umkämpft scheinen?

Liberale Theorien geben in dieser Beziehung klare Antworten. So verdeutlicht zum Beispiel Beate Rössler, dass mit der Privatheit die Voraussetzung der Freiheit und Autonomie für die demokratische Gesellschaft gesetzt ist. Diese gilt es zu schützen, um den Raum der Selbstwerdung und selbstbestimmten Zugangskontrolle aufrechtzuhalten. In ihrer einschlägigen Studie zum *Wert des Privaten* (2001) systematisiert sie den Begriff der Privatheit in Hinsicht auf drei zentrale Dimensionen: dezisionale Privatheit, informelle Privatheit sowie lokale Privatheit. Bei der dezisionalen Privatheit steht die Möglichkeit des Auslebens verschiedener Lebensstile im Fokus. Informationelle Privatheit bezieht sich auf den Schutz privater Daten von Personen. Und letztlich ist mit der lokalen Privatheit der Schutz der Freiheit eines ›backstage‹ als Quelle der Erholung von der Gesellschaft gemeint (vgl. Rössler 2010, 43). Während sich die momentanen Debatten zur Frage der Privatheit und Öffentlichkeit prominent um die Frage der informationellen Privatheit im Zusammenhang mit Digitalisierung drehen (vgl. Burkhardt et al. 2022, 28; Rössler 2010; Ochs 2022), geht es bei der hier interessierenden Frage nach Privatheit während der Pandemie konkret um den Wohnraum und die in ihnen handelnden Subjekte. Hierbei hilft die Systematisierung von Rössler, um den Aspekt der »Privatheit der Räume« (Rössler 2001, 258) in ihrer Spezifik zu betrachten.

Das private Leben in privaten Räumen folgt anderen Regeln als das Leben außerhalb dieser Räume, und eben diese anderen Regeln ermöglichen und fordern ein anderes Verhältnis zu sich selbst und ein anderes Verhältnis und Verhalten anderen gegenüber. (Rössler 2001, 255-256)

Die Privatheit der Räume ermöglicht Menschen somit Umgangsweisen untereinander, die sich von den vergesellschafteten Beziehungen in der Öffentlichkeit unterscheiden können. Die Privatheit des Wohnraums (backstage) konstituiert sich folglich durch ein eigenständiges Set an Regeln der Lebensführung, die das Verhältnis der Subjekte zu

sich selbst, zu anderen sowie den Dingen betreffen. Privatheit in dieser Funktion der Sicherung der Autonomie des Einzelnen kommt jedoch keineswegs automatisch – etwa durch den Erwerb eines Eigentumstitels, sondern muss vielmehr selbst *prozessual* – als ein Prozess des Privatwerdens der Räume – verstanden werden: Wichtig ist die Kontrolle derer, die ins Private hereingelassen werden sowie die Inszenierung des Interieurs in der Wohnung, die »eine Bedeutung ganz für mich« (ebd., 257) hat. Und letztlich sind für die Privatheit die intimen Beziehungen (vgl. ebd., 279) bzw. die Einsamkeit und der Rückzugsort ein zentraler Bestandteil (vgl. ebd., 258-259). Die Herstellung der Privatheit erfolgt dabei durch ein autonomes Subjekt, welches in dieser seine Autonomie behauptet, ausdrückt und erfährt.

Aus dieser Konstruktion des Begriffes der Privatheit ergibt sich folgerichtig die Forderung nach einem unbedingten Schutz der lokalen Privatheit mit einiger Notwendigkeit, da diese immerhin mit der Idee liberaler Freiheit in einem ko-konstitutiven Verhältnis steht. Burkhart et al. zeigen demgegenüber aus soziologischer Perspektive, dass die zugrunde liegende theoretische Verallgemeinerung des autonomen Subjekts, die Rössler vornimmt, eine Enthistorisierung der Vergeschlechtlichung des Privaten bedeutet:

Privatheit wird dann zum schützenswerten Ort, an dem Autonomie und Selbstkontrolle des Subjekts ihren gesellschaftlichen Platz haben, unabhängig vom Geschlecht. Rössler verwirft den alten, an der Natursphäre orientierten Privatheitsbegriff, zugunsten eines *rechtlich-konventionellen* Begriffs des Privaten, der die Verbindungen zwischen Privatheit, Frau, Natur, Emotionen usw. aufgibt. (Burkhart u. a. 2022, 16)

Was der normative Privatheitsbegriff Rösslers schafft, ist die durchaus fortschrittliche Ablösung der begrifflichen Verwebung von Privatheit und Geschlecht. Dies hat allerdings zur Folge, dass die historische Gewordenheit der geschlechtlichen Arbeitsteilung von Erwerbsarbeit und Care-Arbeit ausgeblendet wird. An deren Stelle steht das (geschlechtslose) Subjekt, welches autonom die Grenzen seiner Privatheit zieht, allein und beziehungslos da.

Die Antwort liberaler Theorien auf die Frage, was Privatheit bedeutet, wäre demnach in der Handlungsfähigkeit des Subjekts zu suchen. Dieses konstituiert einen Raum, welcher dann von außen durch heteronome Prozesse herausgefordert und beeinträchtigt wird. Dem gegen-

über ergibt sich jedoch der soziologisch sowie feministisch begründete Zweifel, das autonome Subjekt als Ausgangspunkt für eine Diskussion der Privatheit zu nehmen. Das Problem verschwimmender Grenzen der Privatheit wäre somit nicht bei der Störung der Autonomie, sondern viel eher bei der Unsichtbarmachung ihrer Voraussetzung anzusetzen.

### ⇒ 3 Care, Krise und Corona

Anschließend an die oben entfaltete Kritik möchte ich im Folgenden rekonstruieren, wie die feministische Theorie sich gerade an der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit abgearbeitet hat und dabei den Versuch unternommen hat, die alltäglichen leiblichen Praktiken der Fürsorge als politische und gesellschaftliche sichtbar werden zu lassen.

Der in der Care-Forschung zentral gesetzte Begriff von Care soll mir dabei als ein Fokuspunkt für eine Kritik an dem normativen Begriff der Privatheit von Rössler dienen, da Care genau die unsichtbare Dimension markiert, die im Privaten angesiedelt ist. Die gesellschaftliche Vermittlung von Care herauszuarbeiten ermöglicht es dabei zugleich, Privatheit innerhalb von Herrschaftskonstellationen zu denken. Erst durch dieses Sichtbarwerden der weitestgehend unsichtbaren und unsichtbar gemachten Voraussetzungen autonomer Subjektivität kann dann im nächsten Schritt gefragt werden, welche Auswirkungen die Corona Pandemie auf Geschlecht und Familie hatte.

Die feministische Theorie und Geschlechterforschung war es, die den Dualismus von Privatheit und Öffentlichkeit zuerst kritisierte.<sup>1</sup> Zum einen wurden hier die mit der Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit assoziierten Dichotomien von Natur vs. Kultur, Arbeit vs. Familie, Emotion vs. Ratio hinterfragt und letztlich das sich Manifestierende in diesen diskursiven Gegenübern von ›männlich‹ und ›weiblich‹ kritisiert. Zum anderen wurde die fundamentale und wissenschaftskonstitutive Abstraktion der Subjekte aus ihren konkreten (Lebens-)Kontexten und Bedürfnissen aufgedeckt und zurückgewiesen (vgl. besonders Benhabib 1986). Verletzbarkeit und Abhängigkeit der Menschen, sollte dieser Kritik zufolge konstitutiv in den Begriff der Autonomie mit eingedacht werden (vgl. Conradi 2001; Klinger 2014), anstatt sie als unbedeutendes Anhängsel oder gar als störendes Hintergrundrauschen aus der Re-

(1) Für eine aktuelle Übersicht s. Burkhart et al 2022; systematisch Klinger 2019; klassisch Boch/ Duden 1977.

flexion auszuschließen und zu verwerfen (vgl. Becker-Schmidt 2011; Müller 2020).

Konkret unternimmt die an diese Kritik anschließende Debatte um Care den Versuch, verschiedene Stränge feministischer Kritik zusammenzudenken und interdisziplinär Fürsorge vor dem Hintergrund ihrer Krise zu beforschen (vgl. Jürgens 2010; Aulenbacher u.a. 2014; Winker 2015; Aulenbacher 2020; Dowling 2022; Knobloch u.a. 2022). Care-ethische Grundeinsicht ist es dabei, dass alle Menschen – und nicht nur Kinder, Alte und Kranke – angewiesen sind auf die Fürsorge anderer Menschen und erst dadurch überhaupt Autonomie erlangen. Unter Care werden dabei oftmals all die nebensächlichen – und daher gerade grundlegenden – Tätigkeiten wie Kochen und Putzen, die Termine der Familie koordinieren, mit Kindern spielen und sie erziehen, Alte und Kranke pflegen und versorgen, verstanden. Tronto und Fisher haben in den 1990ern eine auch heute noch aktuelle Definition von Care gegeben:

Fürsorglichkeit ist eine Tätigkeit der menschlichen Gattung, die alles umfasst, was wir tun, um unsere ›Welt‹ so zu erhalten, sie fortbestehen zu lassen und wiederherzustellen, so daß wir so gut wie möglich in ihr leben können. Diese Welt umfasst unseren Körper, unser Selbst und unsere Umwelt, die wir allesamt in einem komplexen, lebenserhaltenden Netz zu verweben suchen. (Fisher/Tronto 1991 zit. nach Tronto 1996, 147)

Die Praxis der Fürsorge ist nicht in einzelne Tätigkeiten zu rationalisieren (vgl. Müller 2020). Mit ihr ist sowohl eine Haltung als auch eine leibliche Beziehungsform verbunden. Den wichtigen Aspekt der Leiblichkeit für die Praktiken der Fürsorge stellt Tronto immer wieder heraus:

Care is about meeting needs, and it is always *relational*: the skinned knee of a child who fell off his bike isn't only about scrapes and germs, it is about creating the condition for him to feel safe in the world. (Tronto 2015, 4)

Die Herstellung und Erhaltung einer Welt, in der man sich sicher fühlt, ist nach Tronto Gattungstätigkeit. Als solche unterliegt sie politischer bzw. gesellschaftlicher Organisation. Die Werte einer Gesellschaft sind es dabei, die die Ansprüche und Maßstäbe für das Gelingen von

Fürsorge sowie an ein gutes Leben formen (vgl. ebd.). Die Möglichkeiten und Beschränkungen, wie wir Care in einer Gesellschaft organisieren, sind determiniert durch Vorstellungen davon, wie wir in einer Gesellschaft gut leben wollen. Die Beschäftigung mit Care ist somit keine ›Privatsache‹, sondern trifft ins Herz einer Gesellschaft. Eine analytische Auseinandersetzung mit Care, damit wie institutionell mit den Jungen, Schwachen und Alten umgegangen wird, ist folglich ein Spiegel für ihre Grundwerte. Werden pflegebedürftige Menschen gemeinschaftlich von Familienangehörigen im kleinen Kreis gepflegt? Mit welchen Kosten für diejenigen, die die Care-Arbeit verrichten? Oder wird diese Arbeit ausgelagert an am Markt konkurrierende Pflegeheime? In der Beantwortung solcher gesellschaftlich prominenten Fragen wird die feministische Forderung ›Das Private ist politisch!‹ laut. Fürsorge, Pflege und Erziehung, so die feministische Kritik, sind nicht der ›weiblichen Natur‹ immanent, sondern gesellschaftlich notwendige Praxis. Erst durch die konzeptionelle Entnaturalisierung der Praxis wird es ermöglicht, diese in ihrer historischen Wandelbarkeit aufzuzeigen und auf diese Weise zu erklären, wie Care in die Krise geraten ist. Mit der Industrialisierung ging eine Differenzierung von Privatheit und Öffentlichkeit einher, die dazu führte, dass immer mehr Tätigkeiten aus dem ›Dunkel des Hauses‹ traten. Es entwickelt sich eine eigenständige Wirtschaft, die vorher Teil eines Haushaltes und lokaler Gemeinschaften war (vgl. Klinger 2000). So zum Beispiel wurden Leistungen im Zusammenhang mit Geburt und Sterben, aber auch der Erziehung erst im Zuge der Modernisierung professionalisiert und als Dienstleistung auf dem Markt verhandelt (vgl. Tronto 2015, 18). Care wird seither innerhalb des Dreiecks von Haushalt, Staat und Markt arrangiert. Zusammenfassend lässt sich Care als eine Gattungstätigkeit des Menschen fassen, die als Voraussetzung für autonome Subjektivität verstanden werden muss. Die hierzu zählenden fürsorglichen Tätigkeiten sind allerdings nicht individuell und ahistorisch zu verstehen, sondern gerade durch ihre spezifische Gewordenheit zu begreifen. Da Care Tätigkeiten umfasst, die für die Vergesellschaftung der Einzelnen notwendig sind, wird die Ausübung von Care hier als Arbeit verstanden unabhängig davon, ob diese heute bezahlt oder unbezahlt im öffentlichen Raum institutionell oder im Privaten (und zum Teil) aus Liebe verrichtet wird.

Care und Privatheit stehen dabei in einem ambivalenten Verhältnis zueinander. Denn zum einen wird Care als die Voraussetzung für autonome Subjektivität und gelingende Privatheit aus dem Begriff der Privatheit ausgeschlossen. Zum anderen wird Care jedoch gesellschaftlich gerade zumeist in die Sphäre der Privatheit, in liebende Beziehungen bzw. in die eigenen vier Wände abgeschoben. Somit wird die

tatsächliche Care-Haltung und -Arbeit begrifflich unsichtbar gemacht und kulturell abgewertet.

### ⇒ 3.1 Who Cares? Fürsorge in der Krise

Das ambivalente Verhältnis von Care und Privatheit gerät spätestens im Neoliberalismus in eine Krise. Denn die Idee, dass jede:r für sich selbst verantwortlich ist, begründet auch, dass die Sorge um sich zu einer reinen Privatsache wird. Der Rückzug des Wohlfahrtsstaats und die einseitige Konzentrierung auf mit der Logik des Marktes übereinstimmenden Bewältigungsstrategien gesellschaftlicher Problemlagen gelten hier immerhin als ausweglos (vgl. Tronto 2015, 20-21.). Die postulierte Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit und somit auch die Begrenzungen politischer Intervention tragen dazu bei, dass in neoliberalen Gesellschaften die Verantwortung für Care zumeist dem Familienverband zugeordnet ist. Tronto bemerkt, dass diese so durchgeführte Organisation von Care zu tiefgreifender sozialer Ungleichheit führt:

[...] as long as neoliberals continue to insist that the separation of public and private life accurately describes the limits of government's power, they provide an ideological justification for the deepening circles of unequal care. (Tronto 2013, 97)

Die soziale Ungleichheit in Bezug auf diejenigen, die fürsorgliche Arbeit verrichten, hängt eng zusammen mit der geringen Wertschätzung der Arbeit in der Gesellschaft: »Care work is devalued; care is also devalued conceptually through a connection with privacy, with emotions, and with the needy« (Tronto 1993, 117). Beides, die Abwertung von Care als Arbeit und die Abwertung von Care als in der Privatheit lokalisierte, hat dabei schwerwiegende Folgen für die Frage sozialer Ungleichheit im Allgemeinen sowie für die Möglichkeit einer fundierten wissenschaftlichen Beschäftigung mit relevanten Strukturen der gesellschaftlichen Wirklichkeit:

Both the devaluation of care as work, and the location of care within trivial, private, and emotional states, make understanding the broader social, moral, and political ramification of care difficult. (Tronto 1993, 112)

Die gegenwärtig vielerorts diagnostizierte Care-Krise liegt grundlegend in dem Umstand begründet, dass zunehmend eine allzu geringe Anzahl von potenziellen ›Caregivern‹ den steigenden Care Bedürfnisse einer wachsenden und alternden Gesellschaft gegenübersteht. Die Diagnose der Care-Krise geht aber auch über diese demografische Beschreibung hinaus (vgl. Jürgens 2010; Winker 2015; Tronto 2015). Denn nicht nur auf dem Arbeitsmarkt spielt Care eine Rolle. Der Mangel von Bedürfnisbefriedigung am eigenen Verlangen nach Fürsorge ist innerhalb der Spätmoderne eine alltägliche Erfahrung. Und diese Erfahrungen – nichts Wertvolles mehr zu tun, sich nicht um sich selbst zu kümmern, keine Zeit für die eigenen Kinder oder Freund:innen neben dem Job aufbringen zu können – sind nicht banal und individuell, sondern – und dies ist das Hauptanliegen von Tronto – zutiefst politisch. Dass die Bürger:innen eines Staates, Mitglieder einer Familie, Bewohnende eines Dorfes sich nicht mehr umsorgt fühlen, da eine marktorientierte Logik die Maßstäbe des Lebens setzt, ist der Skandal, um den es ihr geht (vgl. Tronto 2015, 2). Der strikten Trennung von Moralischem und Politischem ebenso wie der resoluten Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit (vgl. Tronto 1993, 6) liegt demnach die unreflektierte Vorannahme zugrunde, dass die Ethik der Fürsorge sich im Privaten abspielt und im Rahmen einer Ethik vollzogen wird, die der gesellschaftlichen Rationalität nicht in die Quere kommen darf. Gerade deshalb wird sie durch implizite *Moral Boundaries* (Tronto 1993) in die »Privatheit der Räume« (Rössler 2001) abgeschoben. Welche Fürsorgetätigkeiten institutionalisiert, professionalisiert und bezahlt und welche privat organisiert, unbezahlt und zumeist auf den Schultern von Familien getragen werden, ist jedoch eine Frage der gesellschaftlichen Organisation und somit eine zutiefst politische Entscheidung.

### ⇒ 3.2 Corona und die nicht-institutionalisierte Care-Arbeit

Die Geschlechterforschung hat die strikte Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit bzw. Arbeit und Familie hinterfragt und mit der Care-Forschung Fürsorge zum Thema der Sozialwissenschaften werden lassen. Ausgehend von der Care-Krise zeigt der Gender-Care-Gap, wie die nicht-bezahlte, nicht-institutionalisierte Care-Arbeit zwischen den Geschlechtern aufgeteilt ist. Der Gender-Care-Gap zeigt den unterschiedlichen Zeitaufwand von Männern und Frauen für unbezahlte Sorgearbeit, wie zum Beispiel Hausarbeit, Pflege von Angehörigen und Betreuung von Kindern. Er beträgt in Deutschland 52,4 %. Im Durchschnitt leisten also Frauen in Deutschland 52,4 % mehr Care-Arbeit als Männer, was in einem täglichen Mehraufwand von 87 Minuten aufgeht.

Es ist wichtig, hier zu sehen, dass der Gender-Care-Gap innerhalb der Lebensspanne variiert. So liegt der Unterschied der Sorgearbeit in heterosexuellen Paarhaushalten mit Kindern bei 83,8 % und drückt sich im Alltag mit 2 Stunden 30 Minuten aus, die vor allem in der direkten Care-Arbeit der Kinderbetreuung anfallen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2017). Da der Mehraufwand der unbezahlten Sorgearbeit oftmals mit Teilzeitarbeitsverhältnissen sowie niedrigem Einkommen im Lebensverlauf einhergehen, kommt es für Frauen in der Konsequenz zu wirtschaftlichen Nachteilen, die sich besonders im Alter bemerkbar machen.

Während der Corona-Pandemie ist nun auch alltagsweltlich die Frage guter Fürsorge sowie der gesellschaftlichen Notwendigkeit der fürsorglichen Tätigkeiten – zumindest für kurze Zeit – in den Fokus der öffentlichen Debatte gerückt. Das Zuhause wurde durch die Lockdowns nicht länger als reiner Rückzugsort von Haushalten vor der ›kalten‹ Gesellschaft verstanden, sondern die gesellschaftlichen Institutionen haben sich – in Anglizismen verpackt – durch Homeoffice und Homeschooling in den Privatwohnungen vieler Menschen breitgemacht. Während die soziologische Forschung zu den Hintergründen und Strategien der Pandemie transnational einen breiten Rahmen abstecken (siehe z.B. Dowling 2021), möchte ich aus einer fürsorgeethischen Perspektive vor allem zwei Problemhorizonte aufzeigen, die es auch über die Pandemie bedingte Krisensituation hinaus im Blick zu behalten gilt: 1. Die Ausweitung der sozialen Ungleichheit sowie die Entwicklung intrapersonaler Konflikte sowie 2. die Entfremdungserfahrungen anhand von räumlicher Enge im Wohnen. Alle Aspekte sind unter dem Vorzeichen der Geschlechterungleichheit im Zuhause zu verstehen.

Buschmeyer et al. betonen besonders die intrapersonalen Konflikte, die die Menschen durch das Eindringen der Öffentlichkeit ins Private erleiden (Buschmeyer u.a. 2021). Anhand qualitativer Interviews gewähren sie interessante Einblicke in die Welt des Lockdowns von Familien. Insbesondere Frauen, so stellen sie heraus, sind es, die hier in Konflikt mit sich selbst kommen. In Lockdowns, so rekonstruieren die Autor:innen, kam es bei den weiblichen Interviewten zu starkem Stress und Erschöpfung im eigenen *Home*, da dieses nunmehr zugleich als *Office* und als *School* dienen musste. Der Anstieg der Sorgearbeit seit Corona – vor allem aufseiten der Frau – lief dabei der bereits breit akzeptierten Norm sowie der politischen Zielsetzung einer Gleichberechtigung innerhalb der Partner:innenschaften entgegen. Besonders interessant ist aber neben dem Fokus auf die Arbeitsteilung innerhalb des Paares die Frage der Aushandlung intrapersonaler Vereinbarkeits-

konflikte. Anhand ihres Materials zeigen Buschmeyer et al., dass sich die Frauen, die sie interviewten anders als Männer neben ihrer beruflichen Verantwortung im Job zu Hause als »Managerin des Familienalltags« (Buschmeyer u.a. 2021, 25) sahen und es in dieser doppelten Beanspruchung zu massiven Erschöpfungserscheinungen kam. Für die Begründung der vergeschlechtlichten Folgen der Corona-Pandemie nennen die Autor:innen neben den Idealen der geschlechtlichen Arbeitsteilung auch ganz materielle bzw. materialisierte (im Sinne einer Verkörperung von Praxis) Gründe. So weisen sie darauf hin, dass die »Ausstattung im Homeoffice sowie die Möglichkeit, ungestört arbeiten zu können, ungleich zwischen Männern und Frauen verteilt ist« (ebd., 26).

Zur Erklärung des Stresses, der sich durch die Überlappung der privaten und öffentlichen Sphären während der Corona-Pandemie ergab, setzt Landweer ihre Diagnose der Entfremdung im Zuhause an. Sie zeigt, dass vielen Menschen in den eigenen vier Wänden mit Homeoffice und »erzwungener Kinderbetreuung und -beschulung oft ein privater Rückzugsort [fehlte]« (Landweer 2022, 335). In einer Erweiterung des Resonanzkonzepts von Hartmut Rosa (Rosa 2016) zeigt sie, dass die Enge des Raumes während der Pandemie Familien dauerhaft eine »zweipolige leibliche Kommunikation« (Landweer 2022, 335) aufzwingt. Landweer schlägt eine, aus geschlechtersoziologischer Perspektive überzeugende, Unterscheidung von einpoliger und zweipoliger Resonanz vor. Unter einpoliger Resonanz versteht sie die vor allem in der Öffentlichkeit stattfindenden Momente kollektiver Gerichtetheit auf einen Pol. Dies kommt zum Beispiel beim kollektiven Gang ins Fußballstadion oder dem gespannten Zuhören einer politischen Rede vor und ermöglicht hier Gemeinschaftsgefühle über die gemeinsame Gerichtetheit auf eine Sache. Die zweipolige Resonanz ist für Landweer jene resonante Beziehung, die sich zwischen zwei impulsgebenden Einzelnen vollzieht. Während der Lockdowns wurden vor allem jene öffentlichen Ereignisse eingeschränkt, bei denen sich einpolige Resonanz ereignen kann. Stattdessen wurden die eigenen vier Wände zur einzigen Spielwiese des Alltags. Die Übernahme sonst institutionalisierter Care-Arbeit im Rahmen von Kinderbetreuung und Homeschooling sowie die Verlagerung der Lohnarbeit ins Homeoffice rückten den Menschen regelrecht auf die Pelle:

Die Bedingungen des *Homeoffice* dagegen führen insbesondere für die, die sich verantwortlich für das Wohlergehen der gesamten Familie fühlen, zu einem Übermaß

dieser leiblichen Kommunikationsform, zu Stress und zu Entfremdung. (ebd.)

Für die Manager:innen des Familienalltags kommt es neben Stress und Erschöpfung durch die schiere Vielheit an Aufgaben auch zu Entfremdungserfahrungen während der Pandemie. Care als konkrete, leibliche Tätigkeit – Essen kochen, Windeln, Trösten, etc. – wurde in den immer gleichen vier Wänden zum Zwang und damit das gelingende Umsetzen der vorhandenen Fürsorge-Haltung, die in der privaten, nicht-institutionalisierten Care-Arbeit wichtig ist, untergraben. Die Aushandlung zwischen Erwerbsarbeit und Care-Arbeit *im* Zuhause erzwang eine leibliche Dauerkommunikation, gerade weil Rückzugsorte fehlten.

Wie oben gezeigt, werden gerade diese Rückzugsorte, welche dem Subjekt als Räume der Privatheit dienen, erst durch die Voraussetzung von Care ermöglicht. Einsichten aus der Pandemie zeigen nun allerdings, dass jene Räume zugleich auch die Möglichkeit für das Subjekt stiften, ›Luft zum Atmen‹ zu holen, damit die privaten fürsorglichen Beziehungen nicht zu entfremdeten »Beziehungen der Beziehungslosigkeit« (Jaeggi 2005; Rosa 2016, 316) werden. Somit hat die Privatheit Care als Voraussetzung und *sogleich* gelingende leibliche Care in der Familie Privatheit zur Voraussetzung. Das Wohnen als Ort, an dem in diesem Sinne Fürsorge und Privatheit ineinandergreifen und aufeinander verweisen, rückt damit in das Zentrum der Aufmerksamkeit.

⇒ 4 Homeoffice, Homeschooling, Homesharing: Wo bleibt das Zuhause in der eigenen Wohnung?

Durch die Digitalisierung (vgl. Ochs 2022) sowie durch grundlegende Veränderungen im Bereich der Erwerbs- und Familienbiografien (vgl. Jurczyk u.a. 2009; Scheele 2019) und auch, wie ich weiter unten zeigen möchte, im Bereich des Wohnens *an sich*, werden die Grenzen der Privatheit in jüngerer Zeit immer umkämpfter. Die spätmoderne Aufweichung starrer Grenzziehungen hat dabei zur Folge, dass die Soziologie ihren Blick nunmehr verstärkt *in* die Subjekte selbst bzw. auf die intersubjektiven (Herstellungs-)Prozesse dieser Grenzziehungen werfen muss. Ochs spricht in diesem Sinne (für den Kontext der Digitalisierung) von einem ›blurry self‹, welches sich als eine neue Subjektivierungsform herauskristallisiert und Jurczyk verweist auf die aktive Herstellungsarbeit von ›Familie‹ im Sinne einer Praxis des *doing family* (vgl. Jurczyk 2018, 146).

Homeoffice war eine Lösung für die Corona-Pandemie, welche sich für viele Menschen weiterhin durchsetzt – sofern diese Aufgaben denn von Zuhause aus zu erledigen sind. Seit der Finanzkrise 2007/8 und der Krise des Wohnens wird darüberhinausgehend auch vermehrt auf das kommerzielle Kurzzeitvermieten der Wohnung zurückgegriffen, um Lohnausfälle und steigende Mieten zu überbrücken. Auch diese Praktiken lassen vormals klare Grenzen der räumlichen Privatheit ins Wanken geraten und die Authentizität der Menschen zu einer Aufgabe anstatt einer Gegebenheit werden (vgl. Stoltenberg 2019). In der Folge finden auch ansonsten eher im Außen des Wohnraums verortete Themen wie Ausschluss und Diskriminierung Einzug in die eigenen vier Wände (vgl. Katzer 2022).

Nun, da das Zuhause als Ort sich seinen Weg langsam, aber sicher auf die Tagesordnung der Sozialwissenschaft bahnt, wäre zu fragen, wie diese Entwicklung sinnvoll mit der Care-Debatte zu verbinden wäre, da das Zuhause ja gerade als einer der zentralen Orte von Care zu gelten hat (vgl. Bowlby/Jupp 2021). Das Care-Vermögen (›Care Capacities‹), welches Care erst ermöglicht, wie es Power herausstellt (vgl. aber auch bereits Noddings 2002), setzt sich aus einer sozio-materiellen, einer zeitlichen sowie einer räumlichen Dimension zusammen (Power 2019, 774).

To put it another way – if self-care is difficult or care-co-residents do not care for one another, security, control, intimacy, comfort and personal expression in a dwelling will also be limited or absent. (Bowlby/Jupp 2021, 425)

Das Vermögen der (guten) Fürsorge hängt demnach stark an Prinzipien der Privatheit, wie der Möglichkeit, sich selbst auszudrücken und Kontrolle und Sicherheit über seine Wohnung zu haben. Das Zuhause ist somit nicht nur ein physischer Ort, sondern auch ein psychologisches Konzept, das gespickt wird durch mediale Bilder und politische Diskurse (vgl. Bowlby u.a. 1997, 343). Die Verbindung all dieser Aspekte kann unter dem Konzept eines ›Werdens des Zuhauses‹ gefasst werden: »Houses are assumed to become homes because they provide and become the environment within which family relationships – close, private, and intimate – are located« (ebd., 344). Aber das heißt auch, dass die eigene Wohnung erst zu einem Zuhause gemacht werden muss, d.h. durch reproduktive, fürsorgende Tätigkeiten erst hergestellt wird. An der Haustür werden somit sozioräumliche Grenz-

ziehungen verhandelt, die auch innerhalb der eigenen vier Wände ins Wanken geraten können.<sup>2</sup>

Im Anschluss an die Konzeption des *doing gender* (West/ Zimmerman 1987) und *doing family* (Jurczyk 2018) kann diese Herstellungs- und Grenzziehungsarbeit des Zuhauses als ein *doing home* (Bowlby u.a. 1997) verstanden werden, welches zu einem weitreichenderen Verständnis des Geschlechterverhältnisses dienen kann, da die Praxis, ein Haus zu einem Zuhause zu machen, eine zutiefst vergeschlechtlichte sowie durchaus moralisch aufgeladene Tätigkeit war und ist:

Whilst males and females may be ›doing gender‹, at the same time family members are ›doing home‹. Shopping and cooking may be demonstrating a woman's female gender identity, but identifying a meal that all of the family likes, ensuring a time when they are all available to eat it, and expecting ›Dad‹ to carve the roast, might be seen as demonstrating the household's family identity, and contributing to the group's concept of ›home‹. (Bowlby u.a. 1997, 345-346)

Durch einen Fokus auf das Konzept des *doing home* im Gegenwarts-kapitalismus wird es möglich, das ambivalente Verhältnis von Care und Privatheit in die Reflexion aufzunehmen. Die Fokussierung auf die Herstellungspraxis von Zuhause dient dabei dem Sichtbarwerden von ›unsichtbarer Arbeit‹ gegen die Hypostase der Privatheit innerhalb liberaler Theorien und ihrer analytischen Blindstellen. Gleichzeitig ermöglicht der Fokus auf die Grenzziehungspraxis für die Konstitution privater Räume die Wichtigkeit von Oasen der Selbstwerdung und -behauptung analytisch herauszustellen sowie theoretisch anzuerkennen. Das Augenmerk wäre dabei heute vor allem auf die Prekarität des Wohnens zu legen, die die Krise des Wohnens, die Corona-Pandemie und die Krise sozialer Reproduktion bedingt haben. In dieser Hinsicht wäre zu fragen, wie dies die Fürsorge verändert, die im Zuhause praktiziert

(2) Dies ist natürlich nichts Neues und wurde in den Sozialwissenschaften mit dem Konzept des Geschlechtervertrages (Pateman [1988] 2009) erfasst bzw. als ›Breadwinner und Homemaker-Modell‹ bezeichnet. Allerdings steht diese Herstellungsarbeit heute vor dem Hintergrund neuer, ökonomisch-ideologischer Strukturen. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass das Aufbrechen des male-Breadwinner-Modells keineswegs für alle Schichten zutrifft und Frauen dadurch meist nicht zu finanzieller Unabhängigkeit gelangen. Nichtsdestotrotz geriet in den 1970er und 80er-Jahren durch die Frauenerwerbstätigkeit das ideologisch fest geschnürte Paket von Häuslichkeit, Weiblichkeit, Fürsorge und Familie ins Wanken.

wird. Der Blick müsste sich dabei auf vergeschlechtlichte Herstellungsarbeit von Häuslichkeit richten, besonders jetzt, wo das Zuhause in krisenhaften Zeiten zu einem mehr als umkämpften Ort geworden ist.

## ⇒ Literaturverzeichnis

Allmendinger, Jutta (2020a): Die Frauen verlieren ihre Würde, Online-Artikel unter: <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2020-05/familie-corona-krise-frauen-rollenverteilung-rueckentwicklung> (Zugriff am 29.11.23).

Allmendinger, Jutta (2020b): Führt Corona zur Retraditionalisierung der Rollenverteilung in Familien?, Online-Artikel unter: <https://newsroom.iza.org/de/archive/news/geschlechterrollen-in-corona-zeiten-kommt-es-zur-retraditionalisierung/> (Zugriff am 20.11.23).

Aulenbacher, Brigitte (2020): Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus, in: Karina Becker, Kristina Binner und Fabienne Décieux (Hg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus (Geschlecht und Gesellschaft), Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 125–147.

Aulenbacher, Brigitte / Riegraf, Birgit / Theobald, Hildegard (Hg.) (2014): Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Care: work, relations, regimes. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos.

Becker-Schmidt, Regina (2011): »Verwahrloste Fürsorge« – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. Zivilisationskritische Anmerkungen zur ökonomischen, sozialstaatlichen und sozialkulturellen Vernachlässigung von Praxen im Feld ›care work‹, in: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 3(3), 9–23.

Benhabib, Seyla (1986): The Generalized and the Concrete Other: The Kohlberg-Gilligan Controversy and Feminist Theory, in: Praxis International 5(4), 402–424.

BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). 2017: Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, Online unter: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/zweiter-gleichstellungsbericht-der-bundesregierung/119796> (Zugriff am 30.12.2023).

Bock, Gisela; Duden, Barbara (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.) I: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur 1. Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, 118–199.

Bowlby, Sophie; Gregory, Susan; McKie, Linda (1997): ›Doing home: Patriarchy, caring, and space, in: *Women's Studies International Forum* 20 (3), 343–350.

Bowlby, Sophie; Jupp, Eleanor (2021): Home, inequalities and care: perspectives from within a pandemic, in: *International Journal of Housing Policy* 21 (3), 423–432.

Burkart, Günter / Cichecki, Diana / Degele, Nina / Kahlert, Heike (Hg.) (2022): Privat – öffentlich – politisch: Gesellschaftstheorien in feministischer Perspektive. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Buschmeyer, Anna / Ahrens, Regina / Zerle-Elsässer, Claudia (2021): Wo ist das (gute) alte Leben hin? Doing Family und Vereinbarkeitsmanagement in der Corona-Krise, in: *GENDER* 13, 11–28.

Conradi, Elisabeth (2001): Take care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt/Main: Campus.

Dowling, Emma (2021): Caring in Times of a Global Pandemic. Introduction. *Historical Social Research*, 46(4), 7–30.

Dowling, Emma (2022): The Care Crisis. What caused it and how can we end it? London, New York: Verso.

Jurczyk, Karin (2018). Familie als Herstellungsleistung. Elternschaft als Überforderung?, in Jergus, Kerstin / Krüger, Jens Oliver / Roch, Anna (Hg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 143–166.

Jaeggi, Rahel (2005): Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems, Frankfurt/Main: Campus.

Jürgens, Kerstin (2010): Deutschland in der Reproduktionskrise. In: *Leviathan* (38), 559–587.

Katzer, Henrike (2022): Teilen als Alternative – zu was? Teil 2. Ambivalenzen der Sharing Economy am Beispiel des Wohnens. Blogbeitrag auf der Homepage des SFB 294.

Klinger, Cornelia (2000): Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne, in: Becker, Sybille; Kleinschmidt, Gesine; Nord, Ilona; Schneider-Ludorff, Gury (Hg.): Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt. Stuttgart: Kohlhammer, 29–63.

Klinger, Cornelia (2014): Selbst- und Lebenssorge als Gegenstand sozialphilosophischer Reflexionen auf die Moderne, in: Aulenbacher,

Brigitte; Riegraf, Birgit; Theobald, Hildegard (Hg.): *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Care: work, relations, regimes*. Baden-Baden: Nomos, 21–39.

Klinger, Cornelia (2019): *Dualismenbildungen: dem Denken. vorfindlich, unausweichlich und falsch*, in Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hg.) *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 65. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (Geschlecht und Gesellschaft), 165–175.

Knobloch, Ulrike / Theobald, Hildegard / Dengler, Corinna / Kleinert, Ann-Christin / Gnadt, Christopher / Lehner, Heidi (Hg.) (2022): *Caring Societies - Sorgende Gesellschaften. Neue Abhängigkeiten oder mehr Gerechtigkeit?* Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Landweer, Hilge (2022): *Resonanzspezialistinnen in der Krise. Blinde Flecken in Hartmut Rosas Resonanztheorie*, in Burkart, Günter / Cichecki, Diana / Degele, Nina / Kahlert, Heike (Hg.): *Privat – öffentlich – politisch: Gesellschaftstheorien in feministischer Perspektive*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 313–341.

Lotzin, Annett / Flechsenhar, Aleya / Garthus-Niegel, Susan / Georg, Anna Katharina / Holl, Julia / Hülsen, Leonie von / Kenntemich, Laura / Kliem, Sören / Kröger, Christoph / Mack, Judith T. / Mojahed, Amera / Nunius, Sabine / Schröder, Johanna / Seitz, Katja / Thadden, Alexandra von / Volkert, Jana / Zrnic Novakovic, Irina / Lueger-Schuster, Brigitte (2023): *Häusliche Gewalt und ihre psychischen Folgen während der COVID-19-Pandemie – Zentrale Befunde aus dem deutschsprachigen Raum*, in: *Bundesgesundheitsblatt - Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 66 (8), 920–929.

Müller, Beatrice (2020): *Die Abwertung von Care als relational-leibliche Arbeit*, in: dies; Spahn, Lea (Hg.): *Den LeibKörper erforschen. Phänomenologische, geschlechter- und bildungstheoretische Perspektiven auf die Verletzlichkeit des Seins*. Bielefeld: transcript, 65–84.

Noddings, Nel (2002): *Starting at home. Caring and social policy*. Berkeley, Calif., London: University of California Press.

Ochs, Carsten (2022): *Soziologie der Privatheit. Informationelle Teilhabebeschränkung vom Reputation Management bis zum Recht auf Unberechenbarkeit*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Pateman, Carole ([1988] 2009): *The sexual contract*. Stanford/ California: Stanford University Press.

Power, Emma R. (2019). Assembling the capacity to care: Caring-with precarious housing, in: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 44(4), 763–777.

Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.

Rössler, Beate (2001): *Der Wert des Privaten*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Rössler, Beate (2010): Privatheit und Autonomie: zum individuellen und gesellschaftlichen Wert des Privaten, in: Seubert, Sandra; Niesen, Peter (Hg.): *Grenzen des Privaten*, Baden-Baden: Nomos, 41–57.

Scheele, Alexandra (2019): Arbeit und Geschlecht: Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Care, in: Kortendiek, Beate / Riegraf, Birgit / Sabisch, Katja (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 65. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (Geschlecht und Gesellschaft), 753–762.

Stoltenberg, Luise (2019): Privatheit und Authentizität im Home-Sharing-Tourismus, in: Ettinger, Patrik / Eisenegger, Mark / Prinzip, Marlis / Blum, Roger (Hg.): *Intimisierung des Öffentlichen. Zur Multiplen Privatisierung des Öffentlichen in der Digitalen Ära*. Wiesbaden: Vieweg, 97–118.

Tronto, Joan C. (1993): *Moral boundaries. A political argument for an ethic of care*, New York: Routledge.

Tronto, Joan C. (1996): *Politics of Care: Fürsorge und Wohlfahrt*, in: *Transit — Europäische Revue* 7(12), 142–153.

Tronto, Joan C. (2013): *Caring Democracy. Markets, Equality, and Justice*, New York, London: New York University Press.

Tronto, Joan C. (2015): *Who Cares? How to Reshape a Democratic Politics*. Ithaca, New York: Cornell University Press.

West, Candace; Zimmerman, Don (1987): *Doing Gender*, in: *Gender and Society* 1(2), 125–151.

Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.

**Zitationsvorschlag:**

Katzer, Henrike (2024): Umkämpftes Zuhause – Fürsorge und Autonomie in krisenhaften Zeiten (Ethik und Gesellschaft 2/2024: Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2024-art-7> (Zugriff am [Datum]).



**ethikundgesellschaft**  
**ökumenische zeitschrift für sozialetik**

**2/2024: Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie**

Florian Höhne, Sarah Jäger, Frederike van Oorschot  
 Einleitung: »Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie«

Hubert Knoblauch  
 Die räumliche Re(kon-)figuration der Religion

Andreas Telser  
 Digitalität – Privatheit – Ästhetik

Benigna Wäßler  
 Who cares privacy? Erschütterte Privatheit

David Plüss  
 Transformationen liturgischer Räume und Rollen. Der cultus publicus zwischen Kirchenraum und digitaler Kirche im Wohnzimmer

Johanna Di Blasi  
 »Less noise, more conversation«: Das RefLab als Modell für öffentliches Christentum in Social Media

Henrike Katzer  
 Umkämpftes Zuhause – Fürsorge und Autonomie in krisenhaften Zeiten

Damian Ostermann  
 Applaus unseren schutzlosen Held:innen!  
 Eine kritische Praxisreflexion zur Wahrnehmung, Anerkennung und Ausstattung professioneller Pflege während der Coronapandemie

Dierk Starnitzke  
 Rekonfigurationen von Räumen und Rollen am Beispiel einer diakonischen Stiftung

Christine Schliesser  
 Orientierung und Irritation – Herausforderungen für eine kritische Öffentliche Theologie am Beispiel der GEKE Stellungnahme zum Ukrainekrieg